

*Wer nicht weiß, woher er kommt –  
weiß auch nicht, wohin er will.*

*(Aus dem Czernowitzer Volksmund)*

Ich hatte eine Tante, die 50 Jahre ihres Lebens in einem Rollstuhl verbringen mußte. Sie hieß Rosa. In ihrem 94. Lebensjahr war ihr Kopf noch klar, und ihre Hände waren genauso geschickt wie in ihrer Jugend. Des Nachmittags strickte und stickte sie, und obwohl sie sehr schlecht hebräisch sprach, war sie fest überzeugt, daß ihr beim Fernsehen nichts Wichtiges entging. Auf jeden Fall – sie langweilte sich nie.

Meine alte Tante war eine einfache Frau. Sie hatte mit Mühe und Not nur vier Volksschulklassen absolviert, schrieb Deutsch mit unglaublichen orthographischen Fehlern, sprach ein gutes, volkstümliches und «saftiges» Jiddisch, konnte jedoch Jiddisch nicht lesen, weil ihr die hebräischen Buchstaben fremd waren. Hingegen besaß sie einen ausgezeichneten gesunden Menschenverstand, hatte eine scharfe Zunge, und da «Güte» nie zu ihren Eigenschaften zählte, beleidigte sie oft Freunde und Verwandte. Nach dem Tod ihres Mannes – Mendel – lebte sie einsam und zurückgezogen, und außer ihrem Sohn, der Schwiegertochter und den Enkelkindern kam fast niemand zu Besuch zu ihr. Eines Tages fragte ich sie: «Wie verbringst du eigentlich deine Vormittage?» – «Ganz einfach», antwortete sie, «jeden Morgen sehe ich mir einen zweistündigen Film an.» – «Es gibt aber am Vormittag keine Filme im israelischen Fernsehen», sagte ich. «Ich spreche ja nicht von Filmen im Fernsehen, ich spreche von meinen Filmen», erwiderte sie und erklärte: «Jeden Tag nach dem Frühstück denke ich an eines meiner Erlebnisse, schließe die Augen, schalte mein Hörgerät aus, damit mich niemand stören kann, und lasse mir

das Erlebnis sozusagen als Film vorführen. War es ein frohes und glückliches Erlebnis, dann bin ich guter Dinge; war es aber traurig und peinigend, dann ist mir gar nicht wohl zumute. An einem solchen Tag sollte mich niemand besuchen!»

Da merkte ich, daß ich genau wie meine alte Tante handle, nur mit einem Unterschied: Ich versuche immer, meine traurigen Erinnerungen zu verdrängen. Über böse Träume habe ich keine Macht, auch wäre ich nicht in der Lage, etwas gegen ein Unglück zu tun, das mir von außen zustoßen könnte – doch nie hatte ich die Neigung, mir grundlos Sorgen zu machen und über vielleicht zukünftige Schmerzen ins Grübeln zu geraten. Im Gegenteil: Ich liebe es, mich an freudige Erlebnisse zu erinnern, und bin deshalb völlig mit denjenigen einverstanden, die behaupten, daß Erinnerungen die Vergangenheit mit einem goldenen Pinsel übermalen. Ich denke mit Vergnügen an erfreuliche Erlebnisse zurück, besonders an solche, die Hoffnungen auf neue Anfänge und interessante Ereignisse erweckten. Zum Beispiel kommen mir oft die Schneeverwehungen in Czernowitz während meiner Kindheit in den Sinn; meine Sehnsucht nach Schnee kann ich überhaupt nicht erklären. Ich weiß nur, daß mir bis heute die vier Jahreszeiten in Israel fehlen. Den bunten Herbst in Tel Aviv findet man allein in hebräischen Gedichten, doch nicht auf den Straßen der Stadt. Deshalb freue ich mich immer, wenn ich Einladungen nach Nordamerika und Kanada Ende September/Anfang Oktober annehmen kann. Auch liebe ich die großen Schneestürme dort, die «blizzards», in Rumänien «crivăţ» und in Serbien «koshava» genannt.

1966 erhielt ich von der Cornell Universität in Ithaca eine Einladung zu einer Gastprofessur, die ich ohne weiteres akzeptierte, und lehnte eine – vom finanziellen Standpunkt betrachtet – viel günstigere nach Kalifornien ab; dies nur aus einem Grund: In Ithaca schneit es jedes Jahr – in Los Angeles nie. Ich hatte einen alten Schulfreund (Willy Trebitsch), der meine Schwäche für Schnee kannte und damals in Montreal lebte. Eines Tages rief er aus Kanada an und forderte mich auf Grund einer Wettervorhersage auf, sofort dorthin zu kommen, um mit ihm zusammen wieder einen Schneesturm zu erleben; und wirklich erfüllte ich seine Bitte. Wir saßen stundenlang beim

Feuer seines Kamins und sangen alte Czernowitzer Lieder über Schnee, Eis und Frost.

In solchen Augenblicken beneide ich begabte Schriftsteller, die solche Erlebnisse in bunten Farben schildern können. Leider ist mir diese Gabe nicht beschieden. Wohl kann ich die Handlung einer Geschichte erzählen, doch ist es mir nie gelungen, meine Gefühle oder eine schöne Landschaft zu beschreiben. Schon als Schüler in der Grundschule hatte ich keine Lust, Aufsätze zu schreiben: «Beschreibe den ersten Frühlingstag». Meine Arbeiten waren immer (vom literarischen Standpunkt aus) ziemlich langweilig und flach, mein Rumänisch war armselig und mein Wortschatz sehr begrenzt. Ich erhielt zwar gute Noten, weil die rumänischen Lehrer nur auf fehlerfreie Grammatik und korrekte Orthographie Wert legten, und beides beherrschte ich mühe-los. Meine Mitschüler, die auf ein «Sehr gut» erpicht waren, verachtete ich. Sie wußten, was die Lehrer von ihnen erwarteten, und wenn sie vom Schnee sprachen, vergaßen sie nie, die armen Kinder zu «bedauern», die im kalten Winter keine warmen Kleider hatten. In ihren Aufsätzen benutzten sie als Dekoration allerlei banale Klischees, die den Schulbüchern entstammten. In unserer Schule nannte man diese Methode «schwefeln» – die Italiener aber haben einen treffenderen Ausdruck dafür: «vendere fumo» – Rauch verkaufen.

Bis heute lese ich immer wieder gern in Thomas Manns «Zauberberg» die Beschreibung eines Schneefalls – oder in Tolstois «Schneesturm» die einer Schneeverwehung. Als Kind kannte ich diese Werke nicht und mußte mich mit viel einfacheren rumänischen Wintergedichten von Vasile Alecsandri begnügen. Daß er ein berühmter Antisemit war, wußte ich damals nicht, doch seine «Pasteluri» könnte ich noch heute auswendig vortragen.

Valuri albe trec prin zare și s'așează în lung troian  
Ca nisipurile dese din pustiul african ...

Auch die Zeilen Mephistos in Goethes «Faust»:

Mir ist es winterlich im Leibe,  
ich liebe Schnee und Frost auf meiner Bahn ...

fielen mir zum ersten Mal auf, als Jerusalem im Jahre 1950 durch einen ungewöhnlich hohen Schneefall vom ganzen Land abgeschnitten war, und ich zufällig den «Faust» durchblätterte. In den Gedichten von Rose Ausländer und Paul Celan ist Schnee fast immer ein Symbol des Todes, und bei Imanuel Weisglass ist zu lesen:

Wo bist du? Es schneit heute,  
Und der Schnee bringt mir beides,  
Den Schmerz einer Freude  
Und den Schmerz des Leides.

Kein Wunder. Die kalten Winter der Jahre 1941 und 1942 kosteten Tausende Czernowitzer Juden das Leben, als sie nach Transnistrien deportiert wurden und unter eine dicken Schneedecke begraben lagen. Dies war auch das Schicksal der Mutter Celans; in seinem mitreißenden Gedicht heißt es: «Es fällt, liebe Mutter, Schnee in der Ukraine».

Vor der Shoah jedoch brachte der Schnee Freude – nicht nur für Kinder, sondern auch für Erwachsene: So heißt es bei Ilse Winter

Der Schnee, der rieselnd fällt  
Und märchenhaft das Land erhellt ...

oder auch in einem bekannten Volkslied, abgedruckt im Czernowitzer «Morgenblatt» vom 25. 12. 1928:

Schneeflocken wehen um das Haus  
Und kleiden Baum und Reis'.  
Wie herrlich sieht der Wald jetzt aus  
Im Winterkleide weiß.

Welche Aufregung für mich, als ich auf meiner Flucht aus Rumänien eine Palme im türkischen Städtchen Çatalca erblickte. Seither ist für mich die Palme Symbol der Freiheit. – Mein ältester Enkel heißt Tomer (Palme), und nach seiner Geburt pflanzte ich eine Palme in meinem Garten. Dennoch sehne ich mich nach Schnee!

Die Wintermonate verbringe ich oft als Gastprofessor im Ausland, und wenn es schneit, stehe ich am Fenster und bewundere die Schneeflocken – sie beruhigen meine Nerven. Oft ziehe ich Stiefel an, gehe im Schnee spazieren und denke an meine Kindheit.